

"Friede auf Erden"

Autor(en): **Stebler, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **51 (1968)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411683>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

reichung unserer heutigen Kulturstufe geleistet haben.

Zugleich aber soll unsere Sonnwendfeier ein Gelöbnis sein, durch Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage jene Forderungen zu erfüllen, die das Wohl der gesamten Menschheit heute gebieterisch von uns verlangen: den Hunger zu bannen und den Frieden zu sichern!

Alwin Hellmann

«Friede auf Erden»

Genau so zuverlässig wie der Weltuntergang wird von verschiedenen religiösen Sekten immer von neuem die Wiederkehr Christi vorausgesagt, bis heute ohne sichtbaren Erfolg. Auch Christus selber soll geweissagt haben, er werde als Menschensohn auf den Wolken wiederkehren. Worauf ihn der Hohe Rat wegen Gotteslästerung zum Tode verurteilte.

Die Frage, ob Jesus Christus gelebt hat oder der Nachwelt als Mythos überliefert wurde, ist im Zusammenhang mit diesem Aufsatz belanglos. So oder so: entkleidet man die Figur Christi des religiösen Beiwerkes, stellt sie auch für uns die Gestalt eines verehrungswürdigen Idealmenschen dar. Nehmen wir einmal an, die verschiedenen Prophezeiungen hätten sich erfüllt und der Messias sei vor kurzem wieder zur Erde zurückgekehrt. Wie wäre es ihm diesmal ergangen?

Um darauf zu antworten, muss ich etwas weit ausholen.

Mozartjahr 1956. Salzburg. Mozarts Geburtshaus an der Getreidegasse. Ich bin nicht zum erstenmal da, aber zufällig alleiniger Besucher. Und, wie jedesmal von neuem, ergriffen vom Weihevollen dieser Stätte. Denn Mozart ist für mich der Inbegriff aller künstlerischen Vollendung. Es gibt kein biblisches Wunder, das an das Wunder Mozart heranreichte. Ausserdem ist dieses Wirklichkeit. Wein aus Wasser macht man auch heute noch, und mir scheint es leichter, Tote zum Leben zu erwecken als, beispielsweise, eine Rosenarie zu komponieren.

In diese Weihestunde hinein platzt nun eine Autocarladung Dollarweiber wie ein Rudel aufgescheuchter Gänschen und Gänse, die ein geradezu infernalisches Geschnatter veranstalten, wie von Furien gehetzt durch die Räu-

me rennen und wahrscheinlich auch nicht die geringste Ahnung haben, wer Mozart gewesen sein könnte: ein berühmter Filmstar, ein Oelmagnat, ein Munitionsfabrikant, ein Börsenjobber, ein ganz grosser Gangster oder aber ein amerikanischer Vietnam-General. Mehr ist von ihnen auch nicht zu erwarten, denn sie haben es eilig — Europa in sechs Tagen —, sie müssen heute vielleicht noch Grinzing, die Grotten von Postojna und den schiefen Turm von Pisa «machen»; so ist es im Programm vorgesehen. Der ganze Spuk dauert denn auch schlimmstenfalls eine Minute. Ich bin wieder allein in dieser geschändeten Weihestätte, stehe an dem zum Hof hinausgehenden Fenster und zerdrücke eine Zornesträne über den einem einmaligen Genie angetanen Schimpf.

Es lässt mir keine Ruhe. Zuhause schreibe ich eine Hörfolge: «Wenn Mozart heute wiederkäme». Ein unbekannter Mozart natürlich. Der andere würde ohnehin in Watte gewickelt, weil man das einem Klassiker schuldig ist. Also der unbekannte Mozart kommt her, sucht sämtliche Konzertveranstalter und Theaterdirektoren auf und spielt ihnen seine unsterblichen Melodien vor. Ablehnung auf der ganzen Linie: «Nun ja, von kleinen Schönheitsfehlern abgesehen ist Ihre Musik eigentlich so übel nicht, aber leider entspricht sie nicht im geringsten dem Geschmack der breiten Masse, die unsere Kassen füllt. Versuchen Sie es doch mal mit Jazz oder Beat oder oder undsoweiter.» — Denn als Musik bezeichnet man heute das unangenehme Geräusch, das zähnefletschende Urwaldgorillas von sich geben und damit halbwüchsige Gören zur Raserei bringen.

Kurz, Mozart wird überall abgewiesen; er könnte wohl Arbeitsbewilligung kriegen als Maurer, Gläserespüler, Tellerwäscher, Kellner oder als Mechaniker in der Rüstungsindustrie, aber das ist nichts für den feinfühligsten Künstler. So kommt es zu Scherereien mit der Fremdenpolizei. Mozart wird als mittelloser Ausländer abgeschoben; er kehrt nach Wien zurück, wo er verhungert und in der «allgemeinen Grube» beigesetzt wird.

Natürlich hat — im Mozartjahr — kein Studio diese Hörfolge angenommen.

*

Wie weit ist da der gedankliche Weg zur Wiederkehr Christi? — Mozart würde genauso im Elend untergehen, Christus würde genau wieder so gekreuzigt wie damals.

Nehmen wir an, er kommt im Alter von neunzehn Jahren auf die Erde zurück. Als erstes wird er zum Militärdienst eingezogen. Dort muss er zuerst seine langen Haare schneiden lassen, denn Beatniks haben begreiflicherweise in der Armee nichts zu suchen. Dann lernt Rekrut Christus Achtungstellung annehmen vor einer Uniform, in der irgendjemand steckt, dem er geistig tausendfach überlegen ist. Er findet das Strammstehen überhaupt lächerlich. Er, der vorher geschritten ist, muss nun marschieren. Er lernt, wie man einen Mitmenschen, der zufälligerweise in einer andern Uniform steckt, kunstgerecht umbringt, wie man ihn verbrennt, erschiesst, vergast, vergiftet, wie man ihm das Bajonett in den Bauch rennt und es nach einem kräftigen Fusstritt in besagten Bauch wieder herauszieht, kurz, man bringt ihm Landesverteidigung bei.

Rekrut Christus ist entsetzt. Er, der durch seinen Opfertod die Menschheit glaubte entsündigt zu haben, muss feststellen, dass er vergeblich am Kreuz gelitten hat. Er hatte Liebe gepredigt, und nun stösst er auf Hass gegenüber dem Andersdenkenden. Er hatte Frieden bringen wollen und steht nun dem Krieg gegenüber.

Versteht sich, dass Rekrut Christus kein vorbildlicher Wehrmann ist. Er sieht, dass seine Nachfolger, die sich nach seinem Namen Christen nennen, in Wirklichkeit Barbaren sind. Er protestiert dagegen, dass man seine Lehre in ihr Gegenteil verkehrt, er verkündet Gewaltlosigkeit und muss dafür die halbe Zeit seiner Rekrutenschule und viele Wochen nachher noch in der Kiste zubringen. Von seinen Kameraden wird er verhöhnt und verspottet; irgendwie kommt ihm das alles bekannt vor.

Sein militärisches Führungszeugnis ist mehr als miserabel. Man kann ihn zur

Wie der Mensch in der Religion vom Machwerk seines eigenen Kopfes, so wird er in der kapitalistischen Produktion vom Machwerk seiner eigenen Hand beherrscht.

Karl Marx

Not gebrauchen als Latrinenreiniger, zum richtigen Kriegsdienst aber wird er nie fähig sein. Das sieht auch der dümmste Vorgesetzte ein. Doch ist Rekrut Christus glücklicherweise ein Ausnahmefall.

Er setzt sich mit Bibelsprüchen zur Wehr. Du sollst nicht töten und so. Gelächter. Man schickt ihn zum Feldprediger; der soll ihn Mores lehren. Der Feldprediger gibt ihm Unterricht in wahrem Christentum. Er hat Theologie studiert und kennt sich demzufolge im Christentum besser aus als dessen Gründer. Er gibt sich eine Heidenmühe, Rekrut Christus über die Dinge aufzuklären, ihm begrifflich beizubringen, dass die Achtungstellung und das Umbringen von Mitmenschen und so weiter unerlässlich seien, die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu verteidigen – mit Gott für König und Vaterland –; vergeblich, er predigt tauben Ohren. Jesus Christus lächelt nur nachsichtig. Was versteht ein Feldprediger in Uniform von einem Gott, den ich, sein eingeborener Sohn, sogar nicht in allen Teilen begreife!

Nun, die Rekrutenschule geht vorüber, und aus Rekrut Christus wird Füsilier Christus. Sein Bedarf an Kriegsspiel ist mehr als gedeckt, und als er zum ersten Wiederholungskurs aufgeboden wird, verweigert er den Gehorsam und rückt nicht ein. Man stellt ihn vor Divisionsgericht und verurteilt ihn zu zwei Monaten Gefängnis. Der Denzettel fällt nur deshalb so milde aus, weil man Christi Intelligenzgrad als strafmildernd berücksichtigt. Im Gefängnis leisten ihm gemeine Verbrecher Gesellschaft, aber das ist er sich ja vom Kreuz her schon gewöhnt.

Beim zweiten Aufgebot wiederholt sich dasselbe. Wiederum wird Füsilier Christus verurteilt, diesmal zu drei Monaten. Er macht sich nichts daraus.

Dann lehnt er es ab, auch dem dritten Aufgebot Folge zu leisten. Das schlägt dem Fass den Boden aus. Füsilier Christus wird zum drittenmal vor das Divisionsgericht XY zitiert. Dort spielt sich – von mir stark gekürzt – ungefähr folgende Einvernahme ab.

Der Grossinquisitor oder Grossrichter oder wie man ihn auch benennen mag:

«Ihr Name?»

«Christus».

«Vorname?»

«Jesus».

(Es gehört zu den unergründlichen

Weisheiten des Gerichtssaales, dass man den Angeklagten immer wieder, auch wenn er zum x-ten Mal vor den Schranken steht und dem Gerichtshof also hinlänglich bekannt ist, seine Personalien vorbuchstabieren lässt).

«Gebürtig von?»

«Nazareth.»

«Geburtsort?»

«Bethlehem.»

«Geboren wann?»

«Im Jahre nullnull.»

Dem Grossinquisitor schwillt die Zornesader. «Füsilier Christus, ich rate Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, sich nicht über das Gericht lustig zu machen!»

Jesus Christus überlegt. «Es kann auch im Jahre eins gewesen sein. Ich weiss es selber nicht. Nach neueren Inschriftenfunden bin ich aber im Jahre sieben oder acht vor Christi Geburt geboren. So genau lässt sich das nicht mehr feststellen.»

Der Grossinquisitor knurrt etwas von Spassvogel, dem man das Mütchen schon noch kühlen werde, und fährt fort:

«Konfession?»

«Jüdisch.»

«Beruf?»

«Erlöser.»

Brüllendes Gelächter im ganzen Gerichtssaal. Und ein gewitterschwanger Grossrichter.

«Nun ja», verbessert sich Füsilier Christus, der gemerkt hat, dass man in andern Begriffen denkt als er, «dann eben Wanderprediger.»

«Und was predigen Sie?»

«Die Liebe.»

«Sind Sie ein Hippy?»

«Was ist das?»

«Stellen Sie sich nicht dumm! – Sie sollen sich deutlicher ausdrücken. Was predigen Sie?»

«Du sollst nicht töten.»

«Ach so, Sie gehören zu den Zeugen Jehovas?»

«Ich bin sein einziger Zeuge. Jehova ist mein Vater.»

Das Gelächter im Saal schwillt zum Orkan an.

«Soso, Ihr Vater!» grinst der Grossinquisitor. «Was ist er denn von Beruf, Ihr Vater?»

«Der alleinige und wahre Gott. Sein Reich ist nicht von dieser Welt.»

«Gotteslästerung im höchsten Grad», stellt der vaterländische Ankläger fest. Er gibt das Spiel mit den Personalien

Der Pressefonds

ist stets für Gaben empfänglich.
Postcheck-Konto 80 - 48 853
der Geschäftsstelle der FVS.
Besten Dank!

auf und geht nun zum direkten Angriff über.

«Füsilier Christus, Sie haben sich zum drittenmal geweigert, Militärdienst zu leisten. Geben Sie uns Ihre Gründe bekannt.» Natürlich kennt er diese Gründe längst, aber er erweist dem Dienstgang die Reverenz.

«Was ich tue, geschieht im Auftrag meines Vaters...»

«Bitte lassen Sie endlich Ihren Vater aus dem Spiel! Sie sind doch erwachsen, oder?»

«Nun ja, ich berufe mich auf die Verkündigung der himmlischen Heerscharen: ‚Friede auf Erden‘; die ist für mich verbindlich.»

«Mit Ihren himmlischen Heerscharen werden Sie auch nicht eine Schlacht gewinnen! Dazu braucht es Panzer und Bombenflugzeuge.»

«Ausserdem, und ich wiederhole es, befolge ich das göttliche Gebot, ich solle nicht töten.»

«Füsilier Christus, erzählen Sie uns keinen Unsinn. Dieses Gebot bezieht sich doch bloss auf einen Angreifer. Wir aber wollen nur unser Vaterland gegen den Angreifer verteidigen, also befinden wir uns in Notwehr, und der Militärdienst ist gerechtfertigt.»

«Das sagen alle Vaterländer der ganzen Welt. Sie wollen niemanden angreifen, sondern sich nur gegen einen Angriff verteidigen. Da es also keine Angreifer gibt, braucht es logischerweise auch keine Verteidigung.»

«Der Mensch macht mich verrückt!» stöhnt der Grossinquisitor. Dann nimmt er seine letzten Kräfte zusammen: «Nehmen wir mal an, es könnte doch einen Angreifer geben. Sie aber weigern sich, gegen ihn zu kämpfen. Was geschieht dann?»

«Wenn sich alle Menschen weigern würden, ihre Mitmenschen zu töten, gäbe es keinen Krieg.»

«Es weigern sich aber nicht alle, bloss Sie und Ihre Gesinnungsgenossen von den Zeugen Jehovas. Es ist also eine leere Geste, die Sie da tun.»

«Nein. Denn unser Vorbild spornt die andern an. Im Grunde will gar kein Mensch den andern töten, und schon

gar nicht auf Befehl einer Uniform. Wenn er nun sieht, dass andere Menschen sich diesem Befehl widersetzen, wird auch er . . .»

Es ist aussichtslos, sich mit Füsilier Christus weiter auseinandersetzen zu wollen. Der Grossinquisitor kürzt also das Verfahren ab und gibt das Wort dem amtlichen Verteidiger.

Der Verteidiger:

«Es dürfte dem Hohen Gerichtshof nicht entgangen sein, dass sich der Angeklagte in der Vernehmlassung derart verworren ausdrückte, dass angenommen werden muss, er sei nicht in vollem Besitz seiner geistigen Kräfte. Ich gebe Ihnen hiemit das Ergebnis der psychiatrischen Untersuchung bekannt: bei Füsilier Christus handelt es sich um einen Menschen von durchschnittlicher, eher mittelmässiger Intelligenz, der sich seiner Handlungen durchaus bewusst ist. Dagegen deuten bestimmte religiöse Schwärmerien, die zum Teil fast an religiösen Wahnsinn grenzen, darauf hin, dass eine volle Zurechnungsfähigkeit nicht besteht. Füsilier Christus kann also für seine vaterlandsfeindliche Haltung nicht restlos verantwortlich gemacht werden.

Ich ersuche Sie deshalb, für meinen bereits zweimal wegen des gleichen Vergehens vorbestraften und in jeder Beziehung einsichtslosen Klienten Nachsicht walten zu lassen. Da keine Anzeichen einer Sinnesänderung bestehen, bitte ich Sie um ein mildes Urteil. Um dem Angeklagten und uns eine vierte peinliche Verhandlung zu ersparen, beantrage ich, Jesus Christus aus der Armee auszuschliessen.» So wird denn nach langer Diskussion beschlossen, Füsilier Christus wegen kommunistischer Propaganda, wegen Gotteslästerung, Schwächung der Wehrkraft und Verschleuderung von Bundesmitteln — er hatte als Rekrut einen Uniformknopf verloren — zu vier Monaten Gefängnis und zum Ausschluss aus der Armee zu verurteilen. Von einer Kreuzigung sieht man vorläufig noch ab.

Diese Episode nach der Wiederkunft des Erlösers kann sich so ziemlich überall abgespielt haben: in Amerika, in Russland, Deutschland, Israel, Aegypten, Grönland, Mali, Kenya, Dahomey, Beludschistan und wie diese Länder alle heissen mögen.

Möglicherweise sogar in der Schweiz.

J. Stebler

Die liberalen Jesuiten

Die Jesuiten haben sich in letzter Zeit das Ansehen von Fortschrittsfreunden zu verschaffen gewusst. Prof. Dr. Erich Brock anerkennt sie als solche in einem Aufsatz über die Jesuiten in der Schweiz, der in der «Tat» vom 28. September dieses Jahres erschienen ist. Eine Haupttendenz der vom «Apologetischen Institut» in Zürich, einer Jesuitengemeinschaft, herausgegebenen Zeitschrift «Orientierung» ist nach Brock «entschlossenes Eintreten für einen liberaleren Kurs der Kirche». Der Verfasser erinnert dann nachdrücklich an die durch Kirchenlehre und Ordensregel gesetzten Schranken dieses Kurses, jedoch ohne dessen Wert radikal in Frage zu stellen. Gänzlich ignoriert wird das Fragwürdige der jesuitischen Fortschrittlichkeit in einer Betrachtung des «Schweizerischen Beobachters» zur Enzyklika «Humanae vitae» (Nr. 19 vom 15. Oktober 1968). Die massivste Kritik an der Enzyklika, wird da ausgeführt, sei von Jesuiten gekommen, und diese hätten sich damit zum Vorrang des persönlichen Gewissens vor der kirchlichen Lehrauffassung bekannt. «Das Schlagwort vom Kadavergehorsam», so lautet die Schlussfolgerung, «kann im Kampf gegen die ‚bösen Jesuiten‘ heute von keinem vernünftigen Menschen mehr benützt werden.»

Demgegenüber meine ich, das Schlagwort vom Kadavergehorsam sei so lange berechtigt, als die Satzungen des Ignatius von Loyola für den Jesuitenorden gültig sind. In diesen Satzungen lesen wir: «Alles (was uns befohlen wird) sollen wir für gerecht halten; jede entgegenstehende Meinung und Absicht sollen wir in einem gewissen blinden Gehorsam verleugnen, und zwar soll dies geschehen in bezug auf alles, was vom Oberen angeordnet wird, wo nicht definiert werden kann, dass irgend eine Art von Sünde vorliegt. Jeder soll überzeugt sein, dass, wer unter dem Gehorsam lebt, sich von der göttlichen Vorsehung durch die Oberen lenken und leiten lassen soll, als sei er ein Leichnam, der sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen lässt; oder als sei er der Stab eines Greises, der demjenigen, der ihn hält, wo und wie er immer auch will, dient . . .»

Der Kadavergehorsam ist also nicht ein von den Jesuitengegnern erfunde-

nes Schlagwort, er ist der Jesuiten eigenste Losung. Er wird in den Satzungen und in einem besonderen Lehrbrief des Ordensgründers, «Ueber die Tugend des Gehorsams», noch näher umschrieben, von den Generalen und den namhaftesten Theologen des Ordens unablässig eingeschärft, und die Heerscharen der Ordensmitglieder haben ihn im Lauf der Geschichte fanatisch befolgt. Die Einschränkung betreffend definierbarer Sünde ist praktisch bedeutungslos. Im Anhang zu seinen «Exerzitien» schreibt Loyola: «Damit wir der katholischen Kirche ganz gleichförmig sind und mit ihr ganz übereinstimmen, müssen wir, wenn etwas unseren Augen weiss erscheint, was die Kirche als schwarz definiert hat, dies gleichfalls für schwarz erklären.» Wenn einem solcherart das eigene Urteil verwehrt ist, so kann man auch nicht beurteilen, ob etwas Befohlenen definierbare Sünde sei oder nicht. Die Kirche aber wird nach jesuitischer Auffassung je durch den Oberen repräsentiert, dessen Urteil und Befehl demnach unwidersprechlich sind.

In den Satzungen verankert ist auch der besondere Gehorsam gegen den Papst. Täglich, heisst es da, solle der Jesuit erwägen, «dass diese gesamte Gesellschaft und die einzelnen Mitglieder unter dem Befehl unseres heiligsten Herrn, des gegenwärtigen Papstes, und anderer römischer Päpste, seiner Nachfolger, in treuem Gehorsam Gott Kriegsdienst leisten.» Allerdings sind die Interessen und Ambitionen des Ordens zeitweilig in Widerspruch zu denen der Päpste geraten, und es konnte dann zu Konflikten bezüglich der Gehorsamsleistung kommen. Doch wurde solches tunlichst verschleiert, und im grossen ganzen ist die Linie der päpstlichen Lehre und Politik innegehalten worden. Bei der vom «Beobachter» erwähnten Kritik an der Enzyklika «Humanae vitae» handelt es sich keineswegs um eine offizielle Stellungnahme des Ordens. Die kritisierenden Jesuiten sind Einzelne, die von der Ordensleitung rasch zum Schweigen gebracht oder ausgeschlossen würden, wenn sie ein gewisses opportunistisches Mass der eigenen Meinungsäusserung überschritten.

Wahrhaft liberal ist nur, wer es grund-